

6. Jahrgang Nr. 1

1963



# RUNDSCHAU



Foto: K.-H. Rieke

PAPAGEIEN IM AMAZONAS-URWALD

20

# VIBROSEIS

Am 1. 3. 1963 hielt Mr. John M. Crawford, Vice-President der Continental Oil Company, Forschungsabteilung in Ponca City (Oklahoma), im Landesamt für Bodenforschung in Hannover einen Vortrag über das neue seismische Verfahren VIBROSEIS. Mr. Crawford ist der Initiator und ein Miterfinder dieses Verfahrens, das die benötigte seismische Energie durch schwere Vibratoren erzeugt und das neue Möglichkeiten für seismische Untersuchungen bietet.

An dem Vortrag nahmen 34 Wissenschaftler und Techniker der PRAKLA und 22 geladene Gäste unserer Auftraggeber teil. Der Vortragende gab eine historische Entwicklung des Verfahrens bis zum heutigen Stand. Eine sehr lebhaft Diskussion von etwa einer Stunde Dauer schloß sich dem Vortrag an.

PRAKLA hat die Lizenz für das VIBROSEIS-Verfahren für die Länder Deutschland, Holland, Österreich und die Schweiz erworben. Der erste VIBROSEIS-PRAKLA-Trupp dürfte im Sommer dieses Jahres eingesetzt werden. Wir werden in einer der folgenden Ausgaben unserer Rundschau Gelegenheit haben, etwas ausführlicher zu berichten.

---

## PRÄMIEN FÜR VERBESSERUNGSVORSCHLÄGE

Auf der diesjährigen Sitzung des Ausschusses für Verbesserungsvorschläge wurden für 8 angenommene Verbesserungsvorschläge Prämien in der Gesamthöhe von 2 000,- DM zuerkannt. Die Geschäftsleitung dankt den erfolgreichen Einsendern für ihr Interesse an der Verbesserung unserer Leistungen.

Es sei bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß Verbesserungsvorschläge auch andere als rein technische Gebiete betreffen können.

---

## PROMOTIONEN

An der Bergakademie Clausthal erwarben folgende zwei Wissenschaftler der PRAKLA den akademischen Grad eines Doktors der Naturwissenschaften (Dr. rer. nat.):

**Dipl.-Phys. Helmut Wachholz**

am 28. Februar 1962 mit der Arbeit „Über den Zusammenhang zwischen Schallgeschwindigkeit und Porosität bei Erdschichten“, Gesamturteil „gut“;

**Dipl.-Geophys. Hans-Jürgen Trappe**

am 18. Dezember 1962 mit der Arbeit „Untersuchungen über die Konstruktion von theoretischen Seismogrammen“, Gesamturteil „sehr gut“.

---

### Aus dem Inhalt:

	Seite
Marokko	1
Tiere im brasilianischen Dschungel	4
Erste Hilfe – Drei Jahre Campsanitäter im Orient	7
Syrische Skizzen	9
Türkisches	11
Rätsel	12



# MAROKKO

Allah straft uns, weil wir dulden, daß sie mit ihren großen weißen Wagen unsere Saaten zerstampfen, denken sie und schütteln die Köpfe. Tatsächlich erinnert sich niemand Regenfälle ähnlicher Wucht. Kleine Marokkaner, die jetzt das trübe Licht der Welt erblicken, werden einmal im „Jahr des großen Regens“ geboren sein, und auch die Jahre vorher und danach werden so ihre Einstufung finden. Die Franzosen im Lande holen nach anderen Erklärungen aus, an Allah denken sie nicht. Vielleicht tragen die Atombomben die Schuld, vielleicht de Gaulle? „Habt ihr einen Regen erlebt wie diesen?“ – „Jamais!“

Nachdem bereits vorher heftige, wenn auch kurze Regenfälle niedergingen, begann die eigentliche Regenzeit am 4. November 1962. Am 3. 11. ruhte die Geländearbeit, nur

die Bohrgeräte rackerten. Es lagen drei Punkte, die den weiten Anmarsch des Meßbetriebs durch die zerklüfteten und unwegsamen Juraberge nicht lohnten. Am Sonntag freilich sollte das bislang entlegenste Profil mit zehn Punkten beendet werden. Als die Bohrmannschaften am 3. 11. nach getaner Arbeit den beschwerlichen Rückmarsch antraten, konnten sie erleichtert auf zehn exakt gebohrte Muster blicken. Das Bohren war besonders hart gewesen und alle waren sie froh, dieser verruchten Ecke zu ent-rinnen. Sie konnten nicht wissen, daß der Meßbetrieb tags darauf nur noch die Hälfte der Pattern vorfinden würde: Das Wasser gurgelte in den Stiefeln, die Scheibenwischer stöhnten. Fünfmal erzitterte die schwammige Erde. Dann wühlten sich die Fahrzeuge über die letzte Anhöhe, aber von den 200 Löchern auf der anderen Seite war nichts mehr zu sehen, ein See hatte sie zugedeckt. Panik kam nicht auf, nur Besorgnis. Man erinnerte sich der zahllosen Wadis. Wie mochten sie auf dem Rückweg aussehen? Der Rückmarsch dauerte drei Stunden. Man zog heraus und wurde gezogen. Lotsen wateten bis zum Gürtel in den Strudeln und suchten befahrbare Übergänge.

Die Tage, die vergleichbaren Ereignissen folgen, sind gekennzeichnet durch düstere Stimmung und verschmutzte Fußböden. Heizkörper surren leise, treiben die Feuchtigkeit aus zerlegten Schießmaschinen, bringen Socken zum Schwelen und Dampfen. Ein verirrter Sonnenstrahl entlockt ein kaum beachtetes „Nanu?“ Das ist alles.

Die Sonne kam wieder, nicht mit Macht, aber es reichte aus, die Felder und Äcker langsam zu trocknen. Am 9. 11. tasteten wir uns ins Gelände zurück, nachdem ein relativ gangbares Profilstück erkundet war. Am 10. fielen die ersten Schüsse, nur vier, aber am 11. waren es bereits neun . . .





Und die Optimisten unter uns, die zeitweilig so beharrlich geschwiegen hatten, lieferten Körbe frischer Prognosen: „Die Regenzeit hat sich totgelaufen!“ . . . „Was noch kommt wird mikrig sein!“ . . . „Nachts vielleicht!“ . . .

Tatsächlich begann es in der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember. Am ersten Weihnachtstag tobten heftige Stürme. Regen folgte nach, nicht sehr viel zunächst, aber stetig Tag für Tag. Das Erdreich sog sich voll mit Wasser, die Seen bildeten sich neu, von lehmbedeckten Gesteinkrusten angestaut, die weite Landstriche panzerartig überdecken. Die Überflutung Nordmarokkos geschah, ohne daß wir dies bemerkten. Wir lasen davon erst nach Tagen in Zeitungen und in Briefen besorgter Mütter. Und erst sehr viel später trieben tote Katzen, Rinder und Hausrat an den Strand von Safi.

Für uns und Safi indes war der 17. Januar vorbehalten. Kurz nach Mitternacht brach das Unwetter los. Sturmböen ramnten gegen Mauern und Häuser und ließen die Bewohner angstvoll hinaushorchen. Der Atlantik bäumte sich auf. Hochsprühende Gischt überragte die Gebäude am Hafen wie fahlgraue Türme. Als der Sturm etwas nachließ, öffnete der Himmel alle Schleusen, und dabei blieb es, stundenlang.

Wie alle Tage setzten sich unsere vier Unimogs gegen 7 Uhr in Bewegung. Niemand glaubte so recht an den Erfolg dieser amphibischen Aktion, aber wir wollten das Äußerste versuchen. Wer kann auch mit Bestimmtheit voraussagen, daß es im Meßgebiet nicht besser aussieht, der Regen sparsamer fällt, der Sturm allmählich nachläßt? In Kiellinie, wie

eine Flotte weißer Boote, rauschten die Wagen durch die Seen Safis. Aber schon vier Stunden später war die Aktion beendet.

Nasse Gestalten stehen im Büro herum, fahren sich über die Knie (so weit reicht der Schlamm!), schneiden sich über die Brust (so hoch steht das Wasser!). Uns bleibt nur eine Möglichkeit: Profil 11 an der südlichsten Kante des Meßgebiets. Die wasserstauenden Gesteinkrusten könnten dort fehlen, die zahllosen Wadis den Abfluß des Regenwassers beschleunigen. Gerüchte! Bohrstellenleiter Thomaschewski und Vermessungsingenieur Höfert besitzen alle Voraussetzungen, eine ausgedehnte Erkundung erfolgreich durchzuführen. Mit einem Unimog, drei marokkanischen Hilfskräften, Schaufeln, Schleppseil und Ersatzkanistern fahren sie los, genau 11.30. Nach 60 Kilometern Anfahrt werden sie die geteernten Straßen verlassen, sich einer Piste anvertrauen und dem Tennsift zusteuern. Den Fluß müßten sie durchfahren. Dahinter dehnen sich viele Kilometer Neuland, von Wadis durchzogen . . .

. . . Genau 24 Stunden später macht sich eine Suchkolonne auf den Weg. Ein Landrover pendelt auf befestigten Straßen, die südliche Peripherie des Suchgebiets umkreisend, ein Unimog späht von gangbaren Wegen aus ins Innere. Gelegentliche Telefonanrufe dokumentieren den Mißerfolg. Endlich, es ist bereits dunkel, tönt eine matte Stimme aus der Telefonmuschel: Thomaschewski! Und nach vier Stunden finden sie sich wieder aufgenommen im vertrauten Kreis. Trockene Kleidung, unser Anteilnahme und nicht zuletzt ein Becher Whisky lassen das jüngst Erlebte in freundlicherem Licht erscheinen. Und die verlorenen Söhne heben an zu erzählen und berichten die Episode in gebührender Breite:

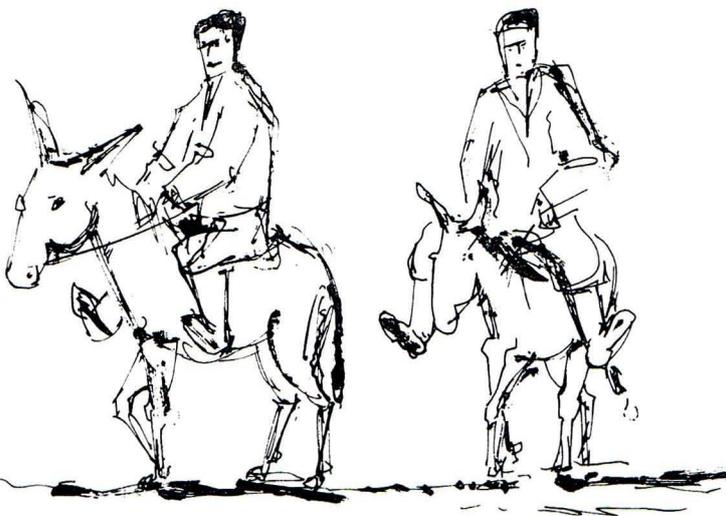
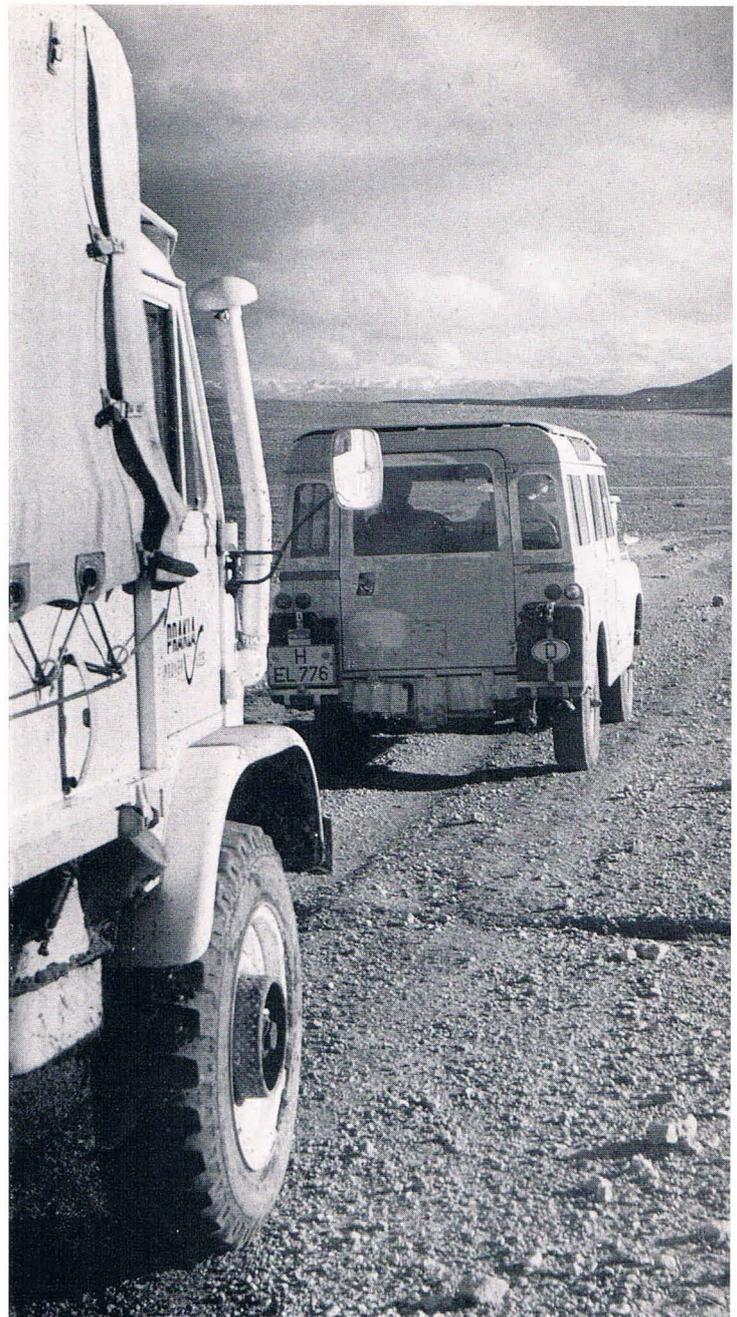
Nachdem sie den Tennsift überquert hatten, sahen sie sich einer Unzahl kleiner Wadis gegenüber. Den Tennsift zu durchfahren, war einfach gewesen, das Schotterbett des Flusses wirkte wie eine holprige aber doch solide Straße. Die kleineren Wasserläufe jedoch waren durchweg ungepflastert. Nach 15 Kilometer mühsamsten Fahrens setzte ein tief eingeschnittenes und etwa 100 Meter breites Wadi der Reise ein vorläufiges Ende. Selbstverständlich, daß sie keine Mühe scheuten, den Wagen wieder flott zu bekommen. Aber der Schlamm blieb Sieger. Sie hielten auf Kharbane zu.



Nach einstündigem Fußmarsch war das Dörfchen erreicht. Damals nannten sie es noch Glück, daß der Dorfälteste einen Traktor besaß und ihn auch bereitwillig zur Verfügung stellte. Durchnäßt bis auf die Haut ratterten sie zu ihrem Fahrzeug zurück. Die ersten Schleppversuche gestalteten sich vielversprechend. Die Räder rotierten und spritzten Schlamm, doch jählings erstarb das Tuckern des Motors. Jemand mußte ins Dorf zurück und Treibstoff holen. Zwei Stunden tropften ins Leere. Als das Maultier mit dem Treibstoff kam, blieb ihnen nur noch die Möglichkeit, nach Kharbane zurückzufahren: es war inzwischen dunkel geworden.

Die Nacht von Kharbane. Einfaches Leben. „Kuskus“ dampft auf dem Tisch, eine Schüssel mit Grieß, Fleisch und Gemüse. Ungewohnte Gerüche machen das Atmen schwer. Die Gastfreundschaft der Marokkaner ist grenzenlos, wenn auch unerbittlich. Man greift mit der Hand in die Schüssel, häufelt ein Klümpchen Grieß auf den Handteller und versucht es dem Gastgeber gleichzutun. Jener läßt das Klümpchen hüpfen, wobei die Hand leicht kreisende Bewegungen vollführt. Eine Kugel hat sich geformt, und ehe man sie gebührend bewundern kann, ist sie im Mund verschwunden. Hinterher gibt es den berühmten marokkanischen Pfefferminztee, gut gesüßt und heiß serviert auf silbernem Tablett. Die Hitze des Tees war auch die einzige Wärmequelle, auf die unsere Männer während einer langen Nacht zurückgreifen konnten, auf dem Fußboden liegend, in feuchten Kleidern, ohne Decken. Der nächste Tag fand sie früh im Gelände. Noch einmal stemmte sich der Traktor gegen das Unvermeidliche. Zwanzig Meter schleppte er den Unimog durch den Schlamm, dann ließ er ihn in einer Wasserrinne liegen.

Der Fußmarsch bis zur Verbindungsstraße Essaouira-Marrakesch, hartnäckig hinausgeschoben, ließ sich nun nicht mehr umgehen. Nieselregen verdichtete sich zu grimmigen Schauern. Sie waren zwölf Kilometer marschiert, als sich ein langgestreckter, steiler Bergrücken in den Weg stellte. Hinterher klangen ihre Stimmen trocken. Kurz hinterher war es auch, als Herr Höfert von Eseln und Maultieren zu erzählen begann: EIN Tier würde genügen, man könnte doch abwechseln; besser wären freilich zwei! Mit 82 PS waren sie gekommen, mit nur 2 sollten sie die Gegend verlassen? Beschämend! fand Herr Thomaschewski. Aber schließlich



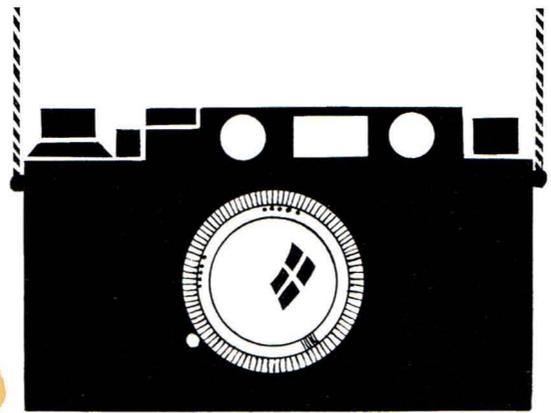
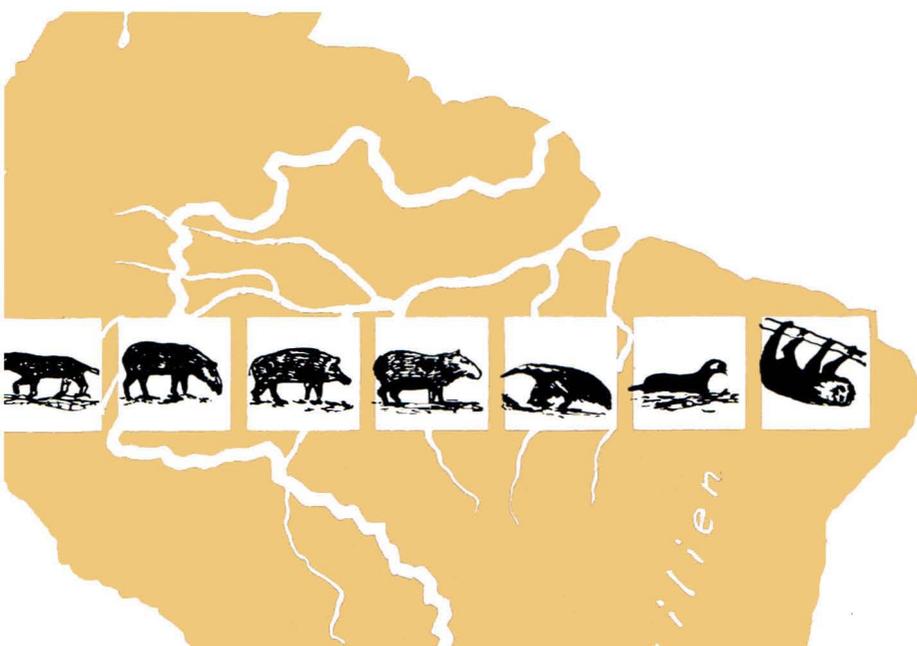
willigte er ein. Sie eroberten 2 schicke Mulis nach längerem Pallaver. Gegen 18 Uhr ritten sie in Moktar ein . . . Der Rest ist schnell erzählt. Am nächsten Tag beluden wir zwei Unimogs und einen Landrover mit Seilen, Moorblechen, Freiwilligen und Proviant. Die Route über den Tensift wag-

ten wir nun nicht mehr, was uns zu einem weiten Umweg zwang. Gegen 13 Uhr erreichten wir Kharbane. Herr Thomaschewski begrüßte seine marokkanischen Gastgeber vom Vortage wie uralte Freunde. Sie ließen es sich nicht nehmen, uns bis zum Wadi zu begleiten. Da lag das Fahrzeug, mit der Schnauze tief im Wasser! Wir spannten einen Unimog an das Heck, dann auch den zweiten, legten die Moorbleche aus und ließen die Seile sich straffen. Nach wenigen Minuten war alles vorüber. Angestaute Betriebsamkeit gelangte kaum zur Entfaltung. Ein Picknick im Stehen schloß sich an, schließlich fuhren wir nach Kharbane zurück.

Die Abschiedszenen, die nun folgten, beobachtet man sonst nur zwischen Auswanderern und den Zurückbleibenden kurz vor der Einschiffung. Jeder von uns war von einer Sippe umringt, die mit kuskus-essenden Gebärden zum Bleiben einlud und unser nervöses Augenrollen und Auf-die-Uhr-Schlagen offensichtlich als Zeichen großen Hungers deutete. Allah hat den Kuskus geschaffen, aber auch die Zeit, ihn zu genießen. Erst nach dem Versprechen wiederzukommen, ließ man uns ziehen.

Unsere Fahrzeuge warfen lange Schatten, als sie die Kamelweide hinabrollten. Die Wolkendecke war aufgerissen, und fern im Dunst stiegen die verschneiten Berge der Atlaskette hoch über die Ebene.

G. Keppner

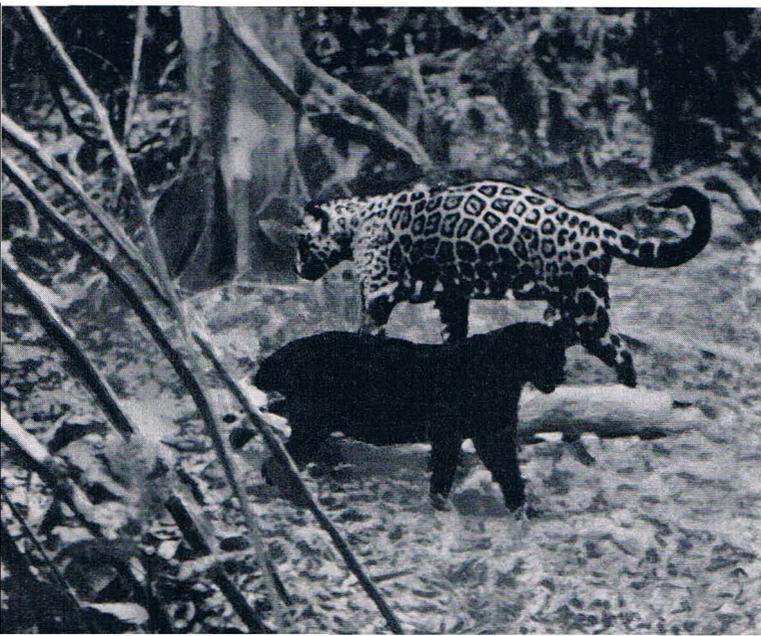


## TIERE IM BRASILIANISCHEN DSCHUNGEL

Seit 1954 arbeiten Gravimetertrupps der PRAKLA im Amazonasurwald, dem größten zusammenhängenden Urwald der Welt. Das rund sieben Millionen Quadratkilometer große Regenwaldgebiet ist auch heute noch zu einem großen Teil „Terra incognita“. Wer hier eindringen will, muß sich den Weg mit dem Haumesser schlagen. Dieses Gebiet ist ein Reservat der Unberührtheit, in das aufzubrechen für den Menschen noch immer gefährlich ist. Es ist ein Paradies der Pflanzen und Tiere, aber auch ein Paradies, in dem es um Leben und Tod geht. Nicht der Kampf Mensch gegen Tier beherrscht das Gesetz des Dschungels, sondern der Kampf der Tiere untereinander. Deshalb schließen sich die Schwächeren zu Herden zusammen, während die Starken zumeist allein ihre Bahn ziehen.

Der König des Amazonasurwaldes ist der **Jaguar**. Sein meist rötlich-gelbes Fell ist mit kleineren schwarzen Flecken durchsetzt oder mit gelben Ringen übersät, in deren Mitte schwarze Punkte stehen. Auf dem Rücken fließen all diese verschiedenen Zeichnungen zu einem unregelmäßigen Streifen zusammen. In krassem Gegensatz hierzu gibt es aber auch pechschwarze Jaguare. Der Jaguar (*Panthera onca*) wird bis 1,50 m lang. Die Paarungszeit ist etwa August bis September. Schon diese Zeit ist für alle Urwaldbewohner sehr gefährlich, weil die Paare dann gemeinsam jagen. Aber 100 Tage später, wenn das Weibchen 2 Junge geworfen hat, ist der Jaguar noch gefährlicher, weil er nun zum Beschützer seiner Familie geworden ist. Wenn die Jungen herangewachsen sind und für sich selbst sorgen können, verläßt der Vater als erster die Familie. Einige Wochen später trennen sich auch die Jungen voneinander und von der Mutter. Jedes Tier geht seinen eigenen Weg und sorgt

Jaguare



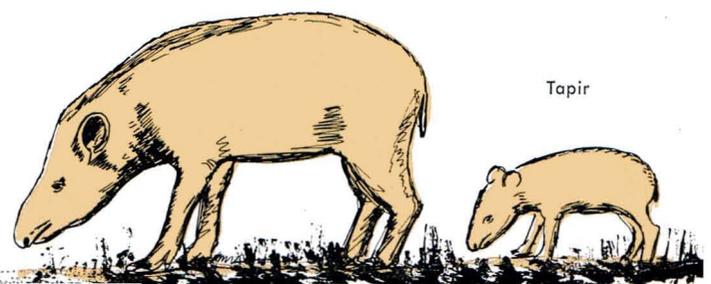
für sich allein. Eine Lieblingsbeute der Jaguare und gleichzeitig das größte Tier, das ein Jaguar schlagen kann, ist der Tapir.

Der **Südamerikanische Flachlandtapir** (*Tapirus terrestris*) wird 2 m lang und 1 m hoch. Er hat ein kurzhaariges, braun-grau gefärbtes Fell und wird etwa 6 Zentner schwer. Die Tapire sind Dämmerungs- bzw. Nachttiere. Nur in sehr dunklen Wäldern streifen sie auch tagsüber umher. Der Sonne weichen sie aus, wo sie können. Ihre Lieblingsplätze sind die großen Wasserlöcher. In ihren Bewegungen erinnern sie an Schweine. Langsam und bedächtig stapfen sie dahin, aber beständig dreht sich der kurze Rüssel hin und her und unablässig spielen die Ohren. Schon bei der geringsten Witterung eines Feindes fällt der Tapir in einen eiligen Trab. In gerader Richtung stürmt er blindlings davon, gleichgültig, ob die Bahn durch Dickicht führt, durch Sumpf oder Wasser, immer wieder ein schrilles Pfeifen ausstoßend. Der Jaguar lauert dem Tapir meist an dessen Wasserstelle auf, wenn er zur Stunde der Dämmerung an die Tränke kommt.

Eine weitere Beute des Jaguars ist der **Halsband-Pekari**, das **Urwald-Wildschwein**. Seinetwegen sind auch schon einige Praklaner eiligst auf die Bäume geklettert, denn die Pekaris sind immer in Rudeln unterwegs, die stärksten Eber mit ihren gefährlichen Fangzähnen an der Spitze, die Muttertiere mit den Jungen hinterdrein. Vor den scharfen Zähnen und Hauern des Pekaris hat selbst der Jaguar achtungsvollen Respekt. Aber es gibt noch andere Opfer für den Jaguar, z. B.:

Das **Capybara oder Südamerikanische Wasserschwein**. Es ist das größte der heute lebenden Nagetiere. Es mißt etwa 1 m und wiegt bis zu 50 kg. Sein Fell ist graubraun, schütter und borstig rau. Diese Capybaras sind plumpe, langsame und phantasielose Burschen. Sie wollen nur eines: Bei ihren Wasserpflanzen in Ruhe gelassen werden. Zwischen den Zehen haben sie Schwimmhäute, die ihnen das Gehen im Sumpf erleichtern und eine schnelle Fortbewegung im Wasser ermöglichen. Sie streifen in kleinen Gruppen in den schwer zugänglichen Sümpfen und Schilfbeständen umher. In der Regel halten ein Männchen und zwei bis drei Weibchen zusammen, von denen jedes zwei oder drei Junge führt.

In der Nähe der Capybaras lebt ein sehr interessantes Tier, die **Südamerikanische Riesenotter**, mit dem brasilianischen



Tapir

Namen **Ariranha**. Diese Ottern lieben Geselligkeit über alles und treten daher meist in größeren Rudeln auf. Das Wasser ist in heftiger Bewegung, und die äußerst gewandt schwimmenden Tiere kommen öfters mit dem Kopf, ja mit dem halben Leib über die Oberfläche empor, manchmal einen Fisch im Maul. Schokoladenbraun schimmert der schöne kurze Pelz. Die weißen Flecken an Kiefer und Hals geben dem Gesicht der Ariranhas einen listigen verschmitzten Ausdruck. Die Ariranhas sind voll überschüssiger Kraft, die sie in oft halbe Tage dauernden, immer neu erfundenen Spielen abreagieren. Das Fell der Ariranha ist sehr teuer. Dagegen kostet das Fell der **Lontra**, einer **kleineren Fischotterart**, nur etwa ein achtel.

Eines der seltsamsten Tiere, das im Amazonasurwald lebt, ist der **Tamandua** oder **Baum-Ameisenbär**. Der Kopf des Tamandua ist wie einer Röhre ausgebildet. Aus dem Maul schiebt sich eine lange fast wurmartige Zunge, die ihren Weg auch in die winzigsten Baumrindenspalten findet, um die Ameisen, die dort ihre Bauten haben, herauszuholen. Sein hochstehendes, glänzendes Fell ist sehr hell und gelbbraun gefärbt, aber an den Seiten und auf dem Rücken schwarz. Auch der Bauch ist dunkel getönt. Der Tamandua wird 60 cm lang, sein Schwanz 40 cm. Man könnte den Tamandua ein Tier mit fünf Beinen nennen. Der dicke walzenförmige und muskulöse Wickelschwanz ist für ihn eine Art Rettungsgürtel. Beim Klettern und beim Sitzen rollt er den Schwanz so fest um den Ast, daß er die Vorderpfoten völlig frei hat. Zum Schlafen legt sich der Tamandua auf den Bauch, klammert sich mit dem Schwanz fest, legt den Kopf auf die Brust und deckt sich mit den Vorderpfoten zu. Der Tamandua lebt ausschließlich von Ameisen und Termiten. Mit seinen starken Krallen reißt er die Ameisen- und Termitenbauten auseinander und greift sich die Tiere mit seiner geschickten Zunge. Etwa 160 mal in der Minute fährt die Wurmzunge bis zu 50 cm aus dem Maul heraus, wobei sie durch ihren klebrigen Speichel die Ameisen und Termiten wie ein Fliegenfänger festhält.

Auf dem Erdboden des Amazonasurwaldes lebt der **Tamandua bandeira**, der Riesen-Ameisenbär, der fast doppelt so groß wird wie der Tamandua. Der riesige Fächerschwanz des Tamandua bandeira, mit seiner buschigen, 40 cm und mehr messenden Behaarung, ist wohl das stattlichste Schwanzgebilde bei allen Säugetieren. Der Körper des Riesen-Ameisenbärs wird 1,30 m lang, sein Schwanz etwas mehr als 1 Meter. Er hat eine mächtige Mähne und einen



Urwaldschweine

länglichen Kopf. Er wird bis zu 100 kg schwer. Die Vorderfüße, die er zu einer Faust ballen kann, sind mit starken Krallen versehen und entwickeln eine ungeheure Kraft, die er zum Auseinanderscharren der Ameisen- und Termitenbauten benötigt. Sein rauhes borstiges Fell ist grauschwarz gefärbt und mit hellen breiten Streifen geschmückt. Er ist ein Tagtier und lebt nur in Südamerika. Vor den Krallen und der Kraft des Tamandua bandeira hat sogar der Jaguar Angst. Der Ameisenbär vermag das Maul nicht zu öffnen. In seinem röhrenförmigen Kopf befindet sich nur eine kleine Öffnung zum Herausstrecken der Zunge. Die Ameisenbären sind ausgezeichnete Schwimmer und gehen gern ins Wasser, wobei sie sich von den unerwünschten Ameisen befreien.

Hoch oben in den Wipfeln der Urwaldriesen lebt das **Faultier**. Es ernährt sich von den Blättern, Blüten und Früchten der tropischen Bäume. Das Faultier wird bis zu 70 cm lang und ist schwanzlos. Sein Fell ist hellgraubraun und wächst vom Bauch in Richtung Rücken, da es zumeist mit dem Rücken nach unten hängt. Die Weibchen gebären ein Junges, das ihnen anfangs auf dem Bauche sitzt und sich am Fell festklammert. Der Name Faultier bezieht sich ausschließlich auf die Gehbewegungen des Tieres auf der Erde, denn

Capybara



Ariranha



Faultier

auf den Bäumen und auch beim Durchschwimmen von Flüssen ist es erstaunlich behende. Den Kopf kann das Faultier bis zu 270 Grad herumdrehen, sodaß es aus allen Richtungen fressen kann, ohne den Körper zu bewegen.

Der Leser möge mir die etwas trockenen Steckbriefe der beschriebenen Tiere verzeihen, doch ging es mir vor allem darum, mit den selbstgeschossenen Fotos zu zeigen, welche interessante Begegnungen wir Praklaner bei unserer Arbeit im Urwald des Amazonas haben konnten. Einige kleine Erlebnisse mögen zum Schluß den Text etwas auflockern:

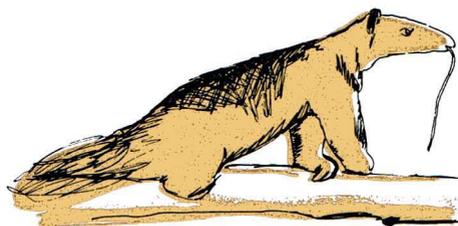
Wir hatten einen Topographen. Er war klein und mager. Auf dem Heimweg von der Arbeit in der Picade, einige Kilometer vor dem Fluß mit dem wartendem Boot, wurde er von einem heftigen Tropengewitter überrascht. Er spannte den großen Regenschirm über den Kopf, und weiter ging es, Richtung Boot. Plötzlich sprang zwei Meter vor ihm ein Jaguar in die Picade. Unser kleiner Topograph bekam einen fürchterlichen Schreck und dachte: jetzt wirst Du gefrühstückt. Aber dem Jaguar mußte es ähnlich ergangen sein, da er sicher den Mann mit dem Schirm für ein ganz wildes Tier hielt. Mit einem gewaltigen Satz verschwand er wieder im Walde. Als der kleine Mann später sein Erlebnis erzählte, wurde ihm von allen Seiten erwidert: „Du hättest doch wirklich keine Angst zu haben brauchen, denn so etwas Mageres wie Dich frißt ein Jaguar bestimmt nicht.“

Ja, der Jaguar ist schon einige Beachtung wert: Ein „neuer Praklaner“ und ein „Alter“ waren mit dem Boot unterwegs, um einen Astropunkt zu bestimmen. Auf dem Wege dorthin trafen sie einen Jaguar im Fluß schwimmend. Der „Neue“

wollte sich das Fell nicht entgehen lassen, und da, wie üblich, kein Gewehr mitgeführt wurde, wollte er sich mit dem Tercado (Haumesser) auf den Jaguar stürzen. Doch der „Alte“ behielt auf Grund seiner Erfahrungen die Nerven. Er erinnerte sich einer Karikatur von zwei Jaguar-Jägern, die beide im Wasser schwammen, während der Jaguar im Boot saß und majestätisch dem Ufer zutrieb. Um dieser Story keine Neuauflage in der Weltpresse zu verschaffen, überredete er den Neuen, seinen Mut zu vertagen, und auf das Fell dieses Jaguars zu verzichten. Die Beiden umkreisten den Jaguar noch einige Male. Als dieser sie jedoch keines Blicks würdigte, blieb ihnen nur noch übrig, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und davonzufahren.

Als die Aufnahmen für den Walt Disney Film „Wilde Katzen“, der nördlich von Manaus im Urwald gedreht wurde, beendet waren, wurden die Stars dieses Films, der schwarze und der gefleckte Jaguar, ihrem Eigentümer, Senhor Willi Schwarz in Manaus, zurückgegeben. Dieser (Herr Schwarz ist u. a. Tierfänger und Tierhändler) hatte die Tiere schon nach Sao Paulo verkauft, und die Fluggesellschaft Real war bereit, die Tiere in einem Frachtflugzeug dorthin zu bringen. Die Jaguare wurden in Kisten verpackt, und da das Flugzeug im Morgengrauen starten sollte, bereits am Abend verladen. Aber diese Behandlung schien den Tieren, die ja monatelang als Filmstars verwöhnt worden waren, nicht zu gefallen. Als die Besatzung frühmorgens die Maschine startklar machen wollte, saß auf dem Pilotensitz schon ein Jaguar. Herr Schwarz erzählte mir, es hätte ausgesehen, als ob der Jaguar sogar die Kopfhörer umgehakt hätte, die bekanntlich neben dem Pilotensitz an der Wand hängen. Die Besatzung alarmierte die Militärpolizei, die auch sofort schwerbewaffnet erschien. Aber wie sollte man den Jaguar erschießen, ohne das Flugzeug zu beschädigen? Da kam man endlich auf die Idee, Herrn Schwarz zu holen. Der nahm, um nicht in Versuchung zu kommen, den Jaguar zu erschießen, nur einen halben Besenstiel, stieg in die Maschine und ließ die Tür hinter sich fest schließen. Sein Bemühen, den Jaguar wieder in den Kasten zu bekommen, dauerte fast 3 Stunden. Was sich in diesen Stunden in der Maschine abgespielt hat, kann man sich mit etwas Phantasie wohl vorstellen. Jedenfalls gelang es Herrn Schwarz, den Jaguar erst in die Toilette und von dort in die Kiste zu bekommen. Nach dieser Aufregung legte sich Herr Willi Schwarz eine ganze Woche ins Bett. So heftig hatte ihn die Jaguarjagd im Flugzeug mitgenommen. Er hatte nach seinen eigenen Angaben in diesen 3 Stunden etwa 15 Pfund abgenommen.

K.-H. Rieke



Tamandua



Tamandua bandeira



## ERSTE HILFE



Beim Auspacken der Campausrüstung kamen sie zum Vorschein: zwei Koffer aus Aluminium von beachtlicher Größe. Das aufgemalte rote Kreuz gab über ihren Verwendungszweck deutlich Auskunft, doch der schier unerschöpfliche Inhalt übertraf meine kühnsten Erwartungen. Ich sollte und wollte gerne erste Hilfe leisten, aber vor dem Operationsbesteck empfand ich eine ziemliche Scheu. Hoffentlich würde ich niemals Skalpell, Zangen, Pinzetten oder gar Nadel und Faden zum Nähen großer Wunden handhaben müssen. Nein, diese im Chromglanz strahlenden Dinge, die in einer praktischen Kassette untergebracht waren, sollten besser nur zur Dekoration des Sanitätszeltes dienen. Vertraut dagegen waren mir die Binden, Pflaster und Schienen. Die Anwendung dieser Dinge würde mir schon angenehm sein. Auch Spritzen nebst Serum gegen Schlangen- und Skorpionsbisse beruhigten mich, ebenso Tetanus gegen den Wundstarrkrampf. Voller Fassung sah ich in die Zukunft, denn bei dieser Ausrüstung hatte man, wie es schien, an alles gedacht, und auf mich zukommende erste Schmerzen waren sicher zu lindern.

Die ersten Patienten ließen dann auch nicht lange auf sich warten. Zwei unserer einheimischen Hilfskräfte standen eines Morgens bei Dienstbeginn vor meiner Unterkunft. Nach Ihren Mienen zu urteilen, mußten sie zu den schweren bis hoffnungslosen Fällen gehören. Mein Schock war groß. Was nun, wenn sie schwer krank waren? Der nächste Arzt war etwa 200 km weit weg, und noch kannten wir die Pisten nicht, die zu ihm führten. Ach, wäre ich doch nie darauf eingegangen, den Campsani zu machen! – Ich sah jedoch zu schwarz, denn es handelte sich nur um einen Kopf- und einen Zahnschmerz. Die Flasche mit den Aspirin-tabletten wurde geöffnet, und zwei Tabletten wechselten den Besitzer. Meine erste Unsicherheit schwand dahin wie Schnee in der Sonne. Im Laufe der folgenden Tage nahmen meine morgendlichen Aspirinausteilungen merklich zu. Scheinbar war eine Epidemie ausgebrochen. Wer zu mir kam, hatte entweder Kopf- oder Zahnschmerzen anzubieten. Aber Aspirin macht alles, kann alles und heilt alles. Es hat nur einen Nachteil, es wird schnell weniger. Meine Besorgnis, daß bei diesem Konsum der Vorrat nicht über zwei Jahre reichen

## DREI JAHRE CAMPSANITÄTER IM ORIENT

würde, war nicht unbegründet. Ich kannte zu der Zeit leider die Mentalität der arabischen Menschen noch nicht, sonst hätte ich früher gebremst. Erst später, als ich erfuhr, daß einige meiner Patienten schon kleine Vorräte dieser begehrten Tabletten gehamstert hatten, änderte ich meine Behandlungsweise. Konnte ich doch erst jetzt die ganzen Möglichkeiten der beiden Koffer ausschöpfen. Die beiliegende übersichtliche Anleitung hatte ich auswendig gelernt, die Menge der einzelnen Medikamente registriert und für spezielle Behandlungen vorgemerkt. Welch eine Freude, Rizinus und Chinatinktur so reichlich zu haben! So begann ich mit der Verabreichung von Chinatinktur, wobei in meiner Gegenwart eingenommen werden mußte. Kurz, die Zahl meiner Besucher wurde schnell kleiner und bald konnte ich sicher sein, nur den wirklich Leidenden etwas geben zu müssen.

In der Achtung unserer arabischen Hilfsarbeiter war ich nun um einiges gestiegen. Eines Tages jedoch hatten wir den ersten schweren Fall. Es war schon spät. Ich lag auf meinem Bett, als draußen jemand laut schreiend angeschleppt wurde. Ein Knäuel Kollegen brachte den Brüllenden ins Büro. Als ich erschien, steigerte sich die entstandene Diskussion in eine Art Wettschreien, wobei ich anfangs nicht einmal erfahren konnte, was nun eigentlich geschehen war. Mit überlegenem Gesicht heischte ich Ruhe und überlegte, ob wohl Rizinus angebracht sein könnte. Doch nein!! Hier war es ernst. Hier hatte ein Skorpion zugestochen, und der Betroffene schrie aus Angst, nun sterben zu müssen. Ich litt mit dem Unglücklichen, denn jetzt mußte ich beweisen, daß ich das mir entgegengebrachte Vertrauen auch wirklich verdiente. Spritze auskochen, Serum hervorholen, ich wurde langsam gefaßter, und als ich mit Watte und Alkohol die Einstichstelle säuberte, wurden meine Bewegungen wieder ruhig.



Nun, mein Patient starb nicht, und mein Ruhm nahm zu. Aber meine schwerste Stunde war noch nicht gekommen. Es folgten Schlangenbisse, Stiche, Quetschungen und Prellungen. Doch immer gab es eine Möglichkeit zu helfen. Selbstverständlich wurden bei Verdacht auf ernste Krankheiten die



Betroffenen zum Arzt gebracht. Doch bei vielen Verletzungen konnte, dank der beiden Koffer, im Camp geholfen werden. Sehr half aber auch das Vertrauen in die deutschen Medikamente. Sie mußten ja helfen, denn den deutschen Männern fehlte ja nie etwas!

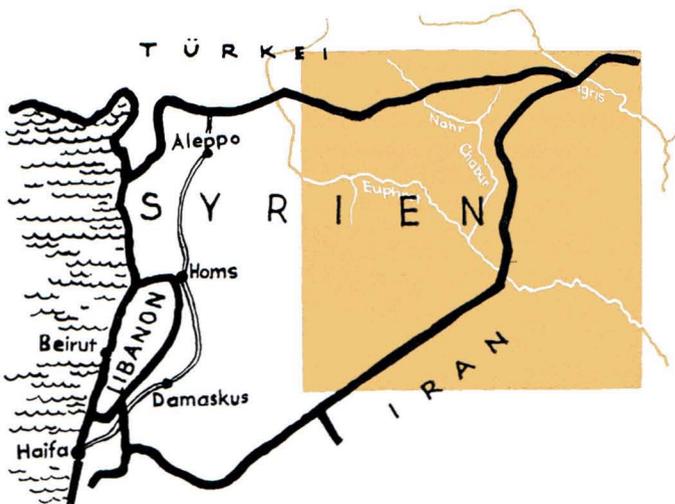
Die Nachricht von der Hilfe, die in unserem Camp geboten wurde, drang bis weit in die Steppe hinaus. So kamen auch von dort Menschen mit der Bitte um Hilfe. Ich verband Wunden, salbte, pflasterte und tröpfelte Flüssigkeiten in entzündete Augen, wobei mir Allahs Segen reichlich gewünscht wurde. Sehr bald mußte bei unseren Eiereinkaufsfahrten zu den Beduinen meine Medikamententasche mit, denn dort gab es viel zu verbinden. So kam ich eines Tages auch etwas mit der heimischen Heilpraxis in Berührung. Während unser Koch um den Eierpreis feilschte, brachte man ein junges Mädchen zu mir. Sie hatte eine böse Wunde am Unterarm. Auf diese Wunde hatte man frischen Kuhdung getan und alles mit einem Lappen umwickelt. Das arme Kind litt große Schmer-

zen, denn bei der Hitze war eine Art Gärung eingetreten. Nachdem ich nun „Verband und Salbe“ entfernt hatte, säuberte ich vorsichtig die Wunde und bestrich sie mit Penicillinsalbe. Der angelegte Verband war sicher das Weißeste, was je in diesem Ort gesehen worden war. Nach einer Woche bereits war die Wunde fast völlig verheilt, wobei mir sämtliche Einwohner andächtig zusahen, als ich meinen ersten Verband löste.

Doch auch die Stunde kam, wo ich meine Abneigung gegen das Operationsbesteck überwinden mußte. Wir saßen gerade beim Abendessen in der Messe, als unser Nachtwächter kam und mir mitteilte, daß ein Verletzter eingetroffen sei. Ich ging sofort ins Sanitätszelt, um mir den Schaden anzusehen. Vor mir stand ein junger Mann. Seine linke Hand hatte er mit seinem Kopftuch verbunden, welches völlig blutig war. Vorsichtig wurde das Tuch gelöst, und der Schreck fuhr mir in die Glieder! – Der Ringfinger war im Mittelgelenk herausgerissen und hing nur noch an einem Stückchen Haut fest. Meine erste Reaktion war, „hier kannst Du nichts machen. Der Verletzte muß zum Arzt“. Aber wie? Es war Nacht, und der nächste Omnibus würde vielleicht erst in zehn Jahren hier verkehren! Nein, so schwer es mir fiel, hier mußte etwas unternommen werden. Die erste Polamidon-C Tablette (gegen größte Schmerzen) wurde ausgegeben. Mein Zeltkollege mußte mir helfen. Dann nahm ich dem Verletzten den baumelnden Finger ab. So mußte ich also doch einmal ein Skalpel in die Hand nehmen, und mir war garnicht wohl dabei! Doch seine Wunde verheilte, wie man mir später berichtete, und sicher bin ich noch heute bei ihm in guter Erinnerung.

Im Laufe meiner dreijährigen „Praxis“ wurde viel Hilfe gefordert und es war nicht immer leicht für mich, sie zu geben. Doch ein Gefühl entschädigte mich bei aller Mühe immer wieder: „Das Gefühl, einem Menschen geholfen zu haben!“

H.-J. Flohr



## SYRISCHE SKIZZEN

Vor mehr als zwei Jahren wurden die seismischen Messungen in Syrien, bei denen ich mitarbeiten durfte, beendet. Wenn ich erst heute darüber etwas erzähle, so wird sich mancher fragen, warum dies erst so spät geschieht. Aber ist nicht gerade die Zeit ein „Filter“, das nach einer längeren Periode das Gedächtnis nur noch Dinge passieren läßt, die sich gut eingepreßt haben und dadurch vielleicht von allgemeinem Interesse sind?

Syrien ist ein interessantes Land und derjenige, der seine Freizeit unter der heißen Sonne zwischen Euphrat und Tigris nicht nur mit Whisky und Soda zu verkürzen suchte,

sondern seine Augen aufmachte, hat viele Eindrücke sammeln können und vieles gesehen, das ihm unvergeßlich bleiben wird und immer wieder Veranlassung gibt, zurückzublenden.

Unser Meßgebiet war ein weiter, karger Landstrich, eingeraht vom Euphrat im Südwesten, vom Tigris im Nordosten und durchschnitten vom Khabour, einem Nebenfluß des Euphrat. Wie dünne, grüne Adern durchziehen die lebenspendenden Flüsse mit ihren bewirtschafteten Ufern im Sommer das ausgedörrte, baum- und strauchlose Land. Wo aber heute elende Lehmhütten stehen, blühten früher große

Kulturen. Die stummen Zeugen der großen Vergangenheit sind überall zu finden. Menschen des 20. Jahrhunderts budeln aus dem Schutt der Jahrtausende gebrannte Ziegel heraus, weil sie selbst, wohl auch aus Holzangel keine herstellen können. An der Sonne getrocknete Lehmquadern sind meist die Bausteine für die „Häuser“ von heute.

So ein Lehmhaus am Khabour, Heim und Reich eines kleinen Bauern, der mit viel Fleiß seine Melonen- und Gurkenfelder bewässert und Allah-ergeben mit Frau, 5 Kindern, einem Hund und 6 Hühnern den etwa 3x4 m großen Raum bevölkert hat, war der Anlaß zu einem etwas eigenartigen „Flurschaden“.

Es war im Sommer zur Mittagszeit und recht heiß. Mensch und Vieh ruhten irgendwo im Schatten. Kein Hund war zu sehen, kein Vogel zu hören. Einzig und allein die PRAKLA verstieß gegen die Regeln des Landes und störte durch emsige Geschäftigkeit die mittägliche Stille.

Ein Schießmeister war es, der neben besagter Hütte seinen Unimog wenden wollte. Er war sehr vorsichtig und ließ sich durch seinen Helfer Ali einweisen. Das war sein Pech. Vielleicht war aber auch die Hitze daran schuld. Nach dem Motto: „Wenn's kracht, noch einen Meter zurück“, krachte erst der Stiel des Spatens und dann die Hausecke ein. Eine Staubwolke umhüllte wohlwollend den schönen Unimog nebst Fahrer.

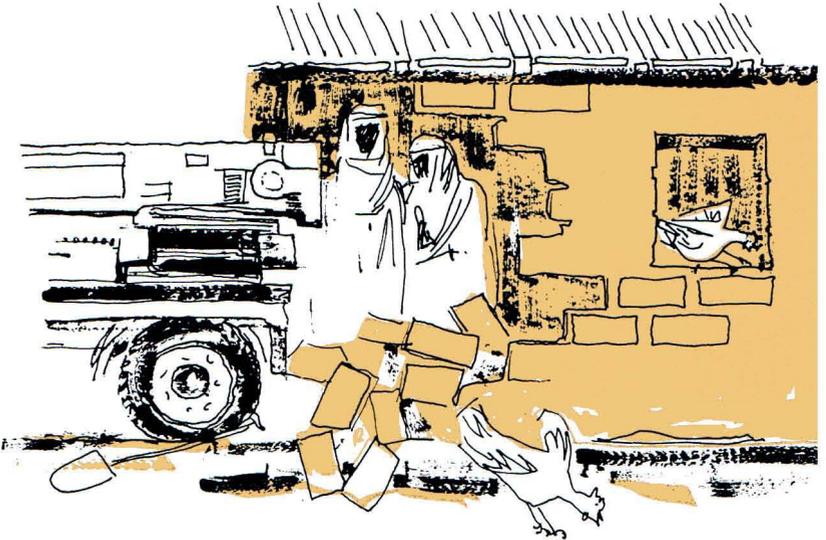
Es dauerte eine ganze Weile, bis die im Schlaf gestörten Bewohner der Hütte das Ereignis begriffen hatten und gestikulierend auf der Bildfläche erschienen. Einen Säugling im Arm, mit wirren Haaren und laut lamentierend kam etwas später auch die Dame des Hauses heraus. Das Schauspiel wurde perfekt, als auch die Nachbarn hinzukamen. Zum Glück verstanden wir ja nicht alles, was da gesagt wurde. Jedenfalls, so wurde uns bedeutet, mußte die Frau von uns sofort zum Arzt gebracht werden. Nun, der nächste Arzt war 3½ Autostunden, etwa 130 km weit entfernt!

Sie denken jetzt, lieber Leser, daß die Frau sicherlich von herabfallenden Lehmklumpen verletzt worden wäre? Weit, weit gefehlt! Viel Schlimmeres war passiert. Durch den Schock hatte die arme Frau angeblich die Milch verloren, und das bedauernswerte Kind war sozusagen dem Tode geweiht, falls nicht eine Nachbarin hilfreich einspringen würde. Die Not war also sehr groß. Es war uns zwar nicht ganz klar, wie der brave Ehemann diesen Tatbestand so schnell hatte feststellen können. Er schwor aber beim Barte des Propheten, daß dem sicherlich so sei. Um einen Schaden anerkennen zu können, muß man sich eigentlich von der Art und dem Umfang des Schadens überzeugen. Aber wie hätten wir das in diesem Falle wohl anstellen sollen? So haben wir also, eingedenk der eingedrückten Hausecke und der paar zerquetschten Gurken und Melonen, die auch auf unser Konto kamen, großzügig das Wegbleiben der Muttermilch bezahlt. Vom Hausschaden war nun nicht mehr die Rede, und der Friede war wiederhergestellt.

Im allgemeinen sind die syrischen Menschen hilfsbereit und uns Deutschen gegenüber sehr freundlich gesinnt. Die Gastfreundschaft gehört zum guten Ton. Allerdings, und daran

muß man sich gewöhnen, schießen die Worte der Höflichkeit und Freundschaft oft über das Ziel hinaus, und es gehört schon etwas Fingerspitzengefühl dazu, um die Floskeln der Höflichkeit von der effektiven Meinung des Sprechenden zu trennen. Hierzu ein kleines Beispiel:

Ich kam um Mitternacht per Taxi in Aleppo an. Ein Fahrgast stieg schon im Vorort aus. Er lud alle Insassen in sein Haus zu einer Tasse Kaffee ein. Alle dankten höflich. Es hätte ihn auch sehr gewundert, wenn jemand seiner Einladung gefolgt wäre.



Ein Erlebnis besonderer Art, das sich jeder Tourist einmal gönnen sollte, ist eine Taxifahrt mit einer der üblichen Tourentaxen. Diese verkehren von Aleppo nach Deir-el-Zor für einen Preis von etwa 12,- DM pro Sitzplatz. Eine Strecke von 325 km wird in etwa 5 Stunden bewältigt. Man tut gut daran, 2 Sitzplätze zu belegen, um mehr Bewegungsfreiheit zu gewinnen. Mit dem Fahrer passen 9 Personen in so eine Kutsche, meistens ältere amerikanische Wagen, bei denen der Lack noch gut gepflegt ist, aber die Sitze schon ihr Innenleben zu entfalten beginnen. Man kann sich glücklich schätzen, wenn das Autoradio defekt ist, und wenn die einheimischen Passagiere nur Sonnenblumenkerne wohlgezielt zwischen ihre Fußspitzen spucken. Es gibt Schlimmeres, wobei ich Sie mit Details verschonen möchte. Mit rasanter Fahrt und viel Gottvertrauen geht es durch Löcher und durch Kurven, haarscharf an dicken, überladenen Lastwagen vorbei. Aber Allah ist groß und beschützt seine Kinder. Und wenn einmal so ein Schlitten mit gebrochener Feder oder zerborstenem Kreuzgelenk auf der Strecke liegen bleibt, dann hat das Allah so gewollt und, ohne zu schimpfen, wartet man geduldig, bis sich eine Möglichkeit zur Weiterfahrt gefunden hat.

Man hat aber auch Geduld, wenn ein anderer Wagen liegen bleibt und Hilfe braucht. – Ich war gegen Mitternacht auf dem Weg von Aleppo nach Deir-el-Zor. Der Unimog-S



wollte nicht mehr weiter und auf der Ladefläche grunzte ab und zu eine gut durchwachsene Sau, der es bestimmt war, in Form von Wurst und Kotelets durch die Mägen der „Orient-Schützenbrüder“ ins Jenseits zu wandern. Die Nachtfahrt war nötig, um das Tierchen nicht der Mittagshitze auszusetzen, denn die Fahrzeit bis zum Camp betrug 8-10 Stunden.

Es kam ein Omnibus daher. Der Fahrer sah, daß ich mit dem Kopf unter der Motorhaube steckte. Er hielt an und erkundigte sich danach, wo es fehlen würde. Ich vermutete, daß die Benzinleitung verstopft war. Wir lösten die Verbindungen und mit seiner Druckluftanlage pustete der Busfahrer die Leitungen durch. Es störte ihn nicht, daß er noch Passagiere im Wagen hatte. Auch diese waren friedlich und knurrten nicht über den Aufenthalt zu nächstlicher Stunde.

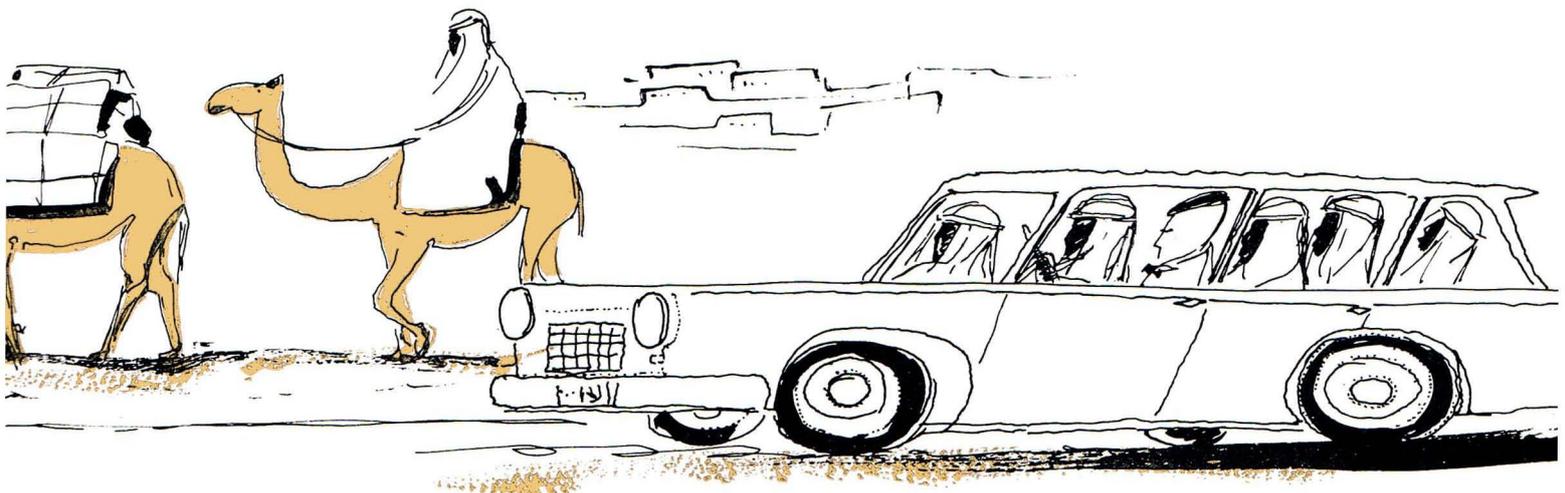
Ich konnte wieder weiterfahren, blieb aber nach 2 Kilometern erneut stehen. Der Bus kam hinterher und hielt wieder an. Es hatte jedoch keinen Zweck, die Prozedur zu wiederholen, denn offensichtlich war die Benzinpumpe defekt. So übernachtete ich im Führerhaus bis zum frühen Morgen und wurde dann von einem Tankwagen die noch bis Deir-el-Zor

zu fahrenden 140 km ins Schlepp genommen, – noch dazu auf einer schmalen, mit Windungen, Steigungen und Schlaglöchern reich gesegneten Straße. Ich habe mich später noch oft dieser selbstverständlichen Hilfsbereitschaft erinnert.

In Syrien hat man Zeit für alles: für die Arbeit und das Plauderstündchen, für den unverhofften Besuch und für den Geschäftsfreund. Ob man beim Bankdirektor, beim Polizeichef oder beim Zahnarzt zu tun hat, ohne eine Tasse Kaffee verläßt man nicht das Haus. Diese so unwahrscheinlich selbstverständliche Gastlichkeit ist es, die mir das Land so sympathisch macht. Hitze, Staub und Strapazen wären vergessen, sollte der Nahe Osten mir wieder ein „Feddal sidi“, ein „Bitte, treten Sie ein“ zurufen.

Ich wäre dann wieder weit entfernt vom hochzivilisierten und in seiner Ordnung so perfektionierten Wirtschaftswunderland mit seiner Hetze und übertriebenen Geschäftigkeit, mit seinen Menschen, die da glauben, jede technische Neuheit besitzen zu müssen, und deshalb von früh am Morgen bis spät in die Nacht dem Verdienst nachjagen und letzten Endes garnicht merken, wie einseitig und leer ihr kurzes Leben geworden ist.

E. Pfeiffer



# TÜRKISCHES

Unser seismischer Trupp arbeitete seit etwa 2 Monaten in Südostanatolien. Auf der Suche nach Wasser für unsere Bohrgeräte trafen wir eines Tages in der Gegend zwischen Urfa und Harran auf ein Bächlein, das an einem Dorf vorbeifloß und das nach Meinung des Bohrtruppleiters genug Wasser führte, um uns für einige Zeit von unseren Wassersorgen zu befreien. Doch wir brauchten die Genehmigung des Muhtar (Dorfältesten) zur Wasserentnahme und suchten ihn deshalb in seinem „Amtssitz“ auf. Es kam auch diesmal so wie wir es schon oft erlebt hatten. Es gab lebhaftere, erregte Auseinandersetzungen, ohne eine Einigung mit unseren arabischen Gesprächspartnern erzielen zu können. Das Wasser sollte tabu für uns sein. Das Nachlassen der Lautstärke bei der Unterhaltung bedeutete schließlich die Beendigung der Verhandlungen.

Obwohl wir keine Einigung erzielt hatten, beschloß auch hier, wie überall bei Türken, Kurden und Arabern, eine

gastfreundliche Einladung zu einem „Täßchen Kaffee“ unseren „dienstlichen“ Besuch. Für unsere vermeintliche Enttäuschung wurden wir jedoch bestens entschädigt, da wir nun einer Zeremonie besonderer Art beiwohnen durften.

Der Muhtar lud uns also ein, seine Behausung zu betreten. Von außen war dieser Lehmhütte nicht die Gemütlichkeit und die Kühle anzusehen, die uns innen erwartete. Im „Wohnraum“ saßen schon einige Männer und nach Landessitte grüßten wir mit „salam aleikum“. Ein mehrstimmiges „aleikum salam“ scholl uns als Antwort entgegen. Auf eine Einladung hin ließen wir uns im Schneidersitz auf die Teppiche nieder. Wir wurden noch einmal einzeln von jedem der Anwesenden mit „merhaba“ (Guten Tag) begrüßt, und wir erwiderten mit dem gleichen Gruß.

Nach dieser Zeremonie begann der Gastgeber mit der Kaffeezubereitung. Dieser Prozedur folgte ich mit gespannter Aufmerksamkeit. Die Kaffeebohnen waren schon ge-

röstet und wurden nun in einem ausgehöhlten kurzen Baumstamm mit einem eisernen Stößel zu mehlfeinem Pulver zermahlen. Ich fragte mich, ob wohl Riesenmengen von Kaffee zubereitet werden sollten als ich merkte, daß der Muhtar das Kaffeepulver zu gleichen Mengen auf sieben große Kupferkannen verteilte. Doch ich täuschte mich. Nur in eine Kanne wurde Wasser eingefüllt und dieses Mal für meine Begriffe viel zu wenig! Von dieser Menge würde jeder der Anwesenden doch höchstens eine halbe Tasse Kaffee bekommen! Aber es kam ganz anders als wir dachten. Als der Kaffee über dem Holzkohlenfeuer zum Kochen gebracht war, wurde er in die zweite Kanne umgefüllt, wobei der Satz in der ersten Kanne zurückblieb. In der zweiten Kanne wurde der Kaffee wieder zum Kochen gebracht und die ganze Prozedur des Kochens und Umfüllens wurde so lange fortgesetzt, bis das Endprodukt aus der siebenten Kanne in ein kleines henkelloses Gefäß von der Größe unserer Mokkatassen eingefüllt wurde. Der Boden dieses Gefäßes war nun etwa zwei Millimeter mit einer schwarzen Flüssigkeit bedeckt, einer Portion echten arabischen Kaffees! Die Wirkung nach dem Genuß einer einzigen kleinen Portion war so wie die einer Tasse sehr starken Kaffees nach unserer Art. Meinen Kollegen ging es wie mir. Zum Herzklopfen reichten für jeden von uns zwei oder drei Schlückchen des tollen Tranks. Da wir uns außerstande zeigten, noch mehr von diesem vorzüglichen Getränk zu genießen, bekamen wir den Rest des Kaffees zum Geschenk. Es wurde vereinbart, daß wir ihn mit in unser Camp nehmen und die leere Kanne am anderen Tag wieder zurückbringen sollten.



Unser türkischer Koch ist den Lesern der PRAKLA-Rundschau vielleicht noch aus Herrn Körlings Artikel „Auf den Hund gekommen“ in Erinnerung. Dieser brave Mann reinigte die Kanne sehr gründlich mit Messer und Topfschrubber. Er entfernte den einige Millimeter starken Satz aus der Kanne, der sich vielleicht in sehr vielen Jahren dort angesetzt hatte. Hätte er das doch nie getan! Denn als der Muhtar seine nun blitzblanke Kanne zurückbekam, warf er sie fort, denn ohne den schwarzen Satz würde sein Kaffee nun nie wieder das vorzügliche Aroma erhalten.

Was den erregten und lautstarken Verhandlungen nicht beschieden war, bewirkte das „Kaffeestündchen“ beim Muhtar. Als seine nunmehrigen Freunde auf ewige Zeiten durften wir aus dem Bach Wasser schöpfen – soviel und wann immer wir nur wollten.

1958 zogen wir aus der europäischen in die asiatische Türkei um. Wir schlugen unser Camp in der Nähe einer Kurden-siedlung auf und warben auch unsere Hilfskräfte unter dieser







## FAMILIENNACHRICHTEN

### Geburten:

3. 11. 62	Sohn Gero	Günther Börries und Frau Gertrud, geb. Schliephake
15. 11. 62	Sohn Ulf	Michel Neumann und Frau Barbara, geb. Roloff
19. 11. 62	Tochter Gesa	Ing. Peter Bruhn und Frau Hannelore, geb. Block
28. 11. 62	Sohn Andreas	Siegfried von Jezierski und Frau Helga, geb. Schulz
19. 1. 63	Sohn Jörg	Werner Stille und Frau Ursula
28. 1. 63	Sohn Jörg	Peter-Jürgen Sawatzki und Frau Ute, geb. Schaper
30. 1. 63	Sohn Thomas	Erwin Seidel und Frau Erika, geb. Bürscher
2. 2. 63	Sohn Ralf	Verm.-Ing. Gerhard Lüdecke und Frau Anke, geb. Schnier
10. 2. 63	Tochter Heidemarie	Dieter Hahn und Frau Ursula, geb. Stürzenhofecker
12. 2. 63	Tochter Kathrin	Gerhard Dumann und Frau Antonia, geb. Freyberg
21. 2. 63	Sohn Robert	Verm.-Ing. Horst Iwan und Frau Erika, geb. Sakantzky

### Eheschließungen:

9. 10. 62	Helmut K i e n e und Frau Helga, geb. Kirberger
17. 11. 62	Dieter W a l t h e r und Frau Anna, geb. Schröder
8. 12. 62	Albert S t e l z e r und Frau Ursula, geb. Rafelt
12. 12. 62	Dipl.-Ing. Heinrich R e h m e r t und Frau Lieschen, geb. Künecke
28. 12. 62	Verm.-Ing. Heinrich Thomas B l ü m e l und Frau Ingrid, geb. Thran
28. 12. 62	Reinhard H o e n s c h und Frau Irmgard, geb. Rost
28. 12. 62	Dipl.Berging. Adolf M i t t e r m a i r und Frau Astrid, geb. Kerschke
19. 1. 63	Dipl.Ing. Josef M a r h ö f e r und Frau Margot, geb. Schulz
5. 2. 63	Horst-Dieter S c h r e c k e und Frau Marga, geb. Klaus
9. 2. 63	Verm.-Ing. Gerhard S t a i b und Frau Gisela, geb. Arndt
9. 3. 63	Fritz Lehmann und Frau Dorothee, geb. S c h w a a k

### 25 Jahre PRAKLA-Betriebszugehörigkeit

1. 2. 63 Dr. Wilhem Köller

### 10 Jahre PRAKLA-Betriebszugehörigkeit

19. 1. 63 Karl-Heinz Helbig  
 1. 2. 63 Franz Best  
 1. 2. 63 Karl-Heinz Eichler  
 1. 2. 63 Hans Heberger  
 1. 2. 63 Helmut Reimann  
 12. 2. 63 Horst Rohde  
 16. 2. 63 Heinz Nickel  
 16. 2. 63 Hermann Reimers  
 1. 3. 63 Dipl.-Phys. Gerhand Pott  
 21. 3. 63 Dr. Hans-Georg Rossa

### Personalwechsel in Auslandsgruppen:

(13. 11. 62 bis 15. 3. 63)

#### Abreise von der Zentrale nach:

##### Äthiopien:

Koch, F. 18. 11. 62  
 Hertel 18. 11. 62  
 Bernitz 18. 11. 62  
 Heine 25. 11. 62  
 Erdmann 2. 12. 62  
 Firus 2. 12. 62  
 Arndt 2. 12. 62  
 Vick 2. 12. 62  
 Meyer, A. 9. 11. 62  
 Weiß 9. 11. 62

##### Algerien:

Dr. Aßmann 27. 11. 62  
 Gehring 27. 11. 62  
 Tschöke 27. 11. 62  
 Dietz 27. 11. 62  
 Kropp 27. 11. 62  
 Schumann 27. 11. 62  
 Werner, H. 27. 11. 62  
 Müller, G. 27. 11. 62  
 Voigt, E. 27. 11. 62  
 Trosin 4. 1. 63  
 Knollmann 7. 1. 63  
 Uhlig 11. 1. 63  
 Flemm 11. 1. 63  
 Krüger, S. 11. 1. 63  
 Schmidt 11. 1. 63  
 Tabel 11. 1. 63  
 Erbe 11. 1. 63

Tofaute 11. 1. 63  
 Gründel 11. 1. 63  
 Marhöfer 11. 1. 63  
 Schön 21. 1. 63  
 Menzel 22. 1. 63

##### Brasilien:

Fiene 19. 1. 63

##### Marokko:

Becker, H. D. 10. 12. 62  
 Kohoff 10. 12. 62

##### Libyen:

Blümel 6. 11. 62  
 Schmitz 8. 11. 62  
 Stelzer 8. 11. 62  
 Kauf 9. 11. 62  
 Schlapak 12. 11. 62  
 Neitzel 16. 11. 62  
 Benecke 17. 12. 62  
 Vick 31. 10. 62  
 Zierke 31. 10. 62

##### Marokko:

Unkelhäuser 24. 12. 62

#### Rückkehr zur Zentrale aus:

##### Äthiopien:

Weckmann 1. 12. 62  
 Koffnit 8. 12. 62  
 Laskewitz 8. 12. 62  
 Schaub 8. 12. 62  
 Ohlendorf 15. 12. 62  
 Vach 15. 12. 62  
 Witte 15. 12. 62

##### Algerien:

Knollmann 22. 2. 63

##### Australien:

Dr. Gees 2. 12. 62

##### Schweiz:

Meyer, A. 30. 11. 62

##### Türkei:

Roggenbuck 10. 12. 62  
 Kraatz 24. 12. 62  
 Kotzur 24. 12. 62  
 Raubold 24. 12. 62  
 Schwarz, E. 24. 12. 62  
 Schmandt 24. 12. 62  
 Köhler, H. G. 12. 2. 63  
 Heyne, H. F. 27. 2. 63  
 Greve 28. 2. 63



